

so daß unser Tauschgeschäft zum baldigen Abschluß kommt. Allzu engherzig denen die Benutzung unserer Bibliothek zu verschließen, die nach naturwissenschaftlicher Kenntnis verlangen, paßt nicht mehr zum Geiste unserer Zeit, die mit Recht nach allseitiger Ausbreitung von Bildung strebt. Hier in Frankfurt ist das Senckenbergianum der Zentralpunkt für die Pflege aller Zweige der Naturwissenschaften. Ihm liegt daher auch die Pflicht ob, denen, die hier Bildung suchen, jede mögliche Erleichterung zu gewähren, und dies umsomehr, als alle im Senckenbergianum gemeinsam arbeitenden Vereine in ihrem ganzen Bestand auf das Wohlwollen unserer Bürgerschaft angewiesen sind. Verschließen wir ihnen daher auch nicht die wissenschaftlichen Schätze unserer Bibliothek, soweit der Besitzstand dadurch in keinerlei Gefahr gesetzt wird!

---

#### D. Nekrolog.

##### Elisabeth Schultz.\*)

Zu dem in den neunziger Jahren stark zusammengesmolzenen Häuflein derjenigen Frankfurter Persönlichkeiten, die kurz vor der Wende des Jahrhunderts noch mit klarem Geiste auf ihr künstlerisches oder litterarisches Wirken zur Zeit der alten freien Reichsstadt zurückzublicken vermochten, gehörte auch die am 26. September 1898 im 82. Lebensjahre dahier verstorbene Blumenmalerin Elisabeth Johanna Friedericke Schultz.

Geboren am 12. Mai 1817 als Tochter des angesehenen und damals sehr vermögenden Weinhändlers Karl Heinrich Schultz und dessen Gattin Katharina Elisabeth, geb. Schubart umgaben sie beim Eintritt in die Welt die denkbar günstigsten Verhältnisse. Ungefähr die ersten acht Lebensjahre verflossen denn auch für Elisabeth unter glücklichen Umständen und ohne jegliche Trübung. Die Erinnerung an jene Zeit lebte unauslöschlich in ihrer Erinnerung fort und erfüllte selbst noch manche stille Stunde der Greisin mit heiteren Bildern.

---

\*) Der beigegebene Lichtdruck ist nach dem in meinem Besitze befindlichen, 1880 von Marie Schultz dahier gemalten Ölbilde hergestellt.



Elisabeth Schultz

Blumenmalerin

geboren 12. Mai 1817

gestorben 26. Sept. 1898.

Damals wohnte die Familie an der schönen Aussicht am Main. Wertvolle Gemälde, meistens von älteren Meistern, füllten mehrere große Räume des vornehmen Hauses.

Der Vater Elisabeths, ein Mann von klassischer Bildung und warmer Begeisterung für die Kunst, legte sich diese Gallerie an, sobald er zu Vermögen gekommen war. Er entstammte einer hochangesehenen und bedeutenden Theologenfamilie in Speier, deren Mitglieder fast sämtlich künstlerische Neigungen besaßen.

Ehe Karl Heinrich Schultz nach Frankfurt kam, hatte er bereits große Reisen gemacht und überall die Gelegenheit benutzt, durch den Besuch der Gemäldegallerien sein Kunstverständnis zu läutern und zu vertiefen. Vom Vater also erbt Elisabeth Schultz die große Vorliebe und die Begabung für die Malerei, während von der Mutter das rege Naturgefühl und ein bedeutendes Sprachtalent auf sie überging. An die Mutter vermochte selbst die Greisin nicht ohne tiefe Bewegung zurückzudenken. Stets war sie erfüllt von deren trefflichen Eigenschaften und geistiger Bedeutung, von der würdevollen Sicherheit, mit der die einst verwöhnte und gefeierte Tochter einer reichen Familie später den harten Wandel des Schicksals ertrug. Jedoch nicht allein Elisabeth und ihre älteren Schwestern Marie (geb. 1804) und Emilie (geb. 1805) hielten die Mutter für eine ungewöhnliche Frau, Verwandte und Freunde teilten diese Ansicht und betrachteten es gleichfalls als ein schweres Geschick, daß die Geschwister die Mutter bereits in ihrem 48. Lebensjahre verloren.

Schon sehr früh offenbarte sich Elisabeths Neigung für die Blumen. Wie sie oft erzählte, war sie kaum sechs Jahre alt, als sie bereits die Namen der meisten Feldblumen kannte, auf die Eigenart der verschiedenen Bäume genau achtete und namentlich den mannigfaltigen Blattformen besondere Aufmerksamkeit schenkte.

Auch die Vogelstimmen lernte Elisabeth schon in der frühesten Kindheit unterscheiden. Worüber ihr die Mutter auf den oft sehr weiten Spaziergängen keine Auskunft geben konnte, das beantwortete deren ältere Freundin, Fräulein Amalie Mosche, Tochter des Frankfurter Pfarrers und Seniors Mosche. Diese war eine große Kennerin der Blumen, Vögel und Insekten und erzählte dem aufgeweckten Kinde auch oft von der be-



rühmten Frankfurter Malerin und Naturforscherin Marie Sibylle Merian.

Ebenso zeitig wie Elisabeths Natursinn traten deren große Anlagen zum Zeichnen hervor. Schon in der Katharinenschule bekundete sie nach den frühesten Versuchen auf der Tafel eine solche Geschicklichkeit im Zeichnen, daß die Lehrerin ihr erstes Heft als Musterbuch für die anderen Kinder behielt. Diese Anerkennung machte aber die Kleine keineswegs stolz. Im Gegenteil, sie trennte sich nur unter „heimlichem Weh“ von dem Hefte, dessen Blätter die Zeugen großer Freuden für sie gewesen waren. Auszeichnungen machten auf Elisabeth überhaupt keinen Eindruck, sie hätte „stets verschwinden mögen“, wenn man sie lobte.

Und diese Empfindungen haben in der gereiften Künstlerin keine Wandlung erfahren. Stets vermied sie jegliches Hervortreten der eignen Persönlichkeit, zog sie sich bescheiden zurück, sobald sie merkte, daß ihr eine Anerkennung zudedacht war. Ihr höchster Lohn war und blieb zu allen Zeiten die Freude an der künstlerischen Arbeit selbst. Gerade diese von aller Eitelkeit freie, nicht nach Erfolgen trachtende Grundstimmung ihres Wesens ließ sie auch, kaum achtzehnjährig, einen Plan fassen, zu dessen Ausführung jahrelange Mühen, nie rastender Fleiß, Mut und Opferwilligkeit durchaus erforderlich waren.

Sie beschloß nämlich, sämtliche in der Umgebung Frankfurts wildwachsenden Pflanzen, mit Ausnahme der Flechten und Pilze, zu malen.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre hin veränderte sich die Lage der Familie Schultz völlig infolge tiefeingreifender Verluste und ungünstiger Geschäftsaussichten. Elisabeth war noch nicht zwölf Jahre alt, als sie bereits klar erkannte, daß sie sich später den Weg mit eigner Kraft durchs Leben bahnen müsse.

Während die älteren Schwestern Marie und Emilie, die beide eine vorzügliche Ausbildung genossen, Stellen als Erzieherinnen annahmen, besuchte Elisabeth von 1829 bis 1835 das Berchtsche Institut, damals die erste Bildungsanstalt für junge Mädchen in Frankfurt. Hier blieb sie bis zum Frühling 1835, um sich darauf für etwa zwei Jahre in dem berühmten Institute der Madame Niederer in Genf hauptsächlich in der französischen Sprache auszubilden.

Gleich nach der Konfirmation begann Elisabeth Schultz, kaum vierzehnjährig, neben eignen Studien die jüngsten Schülerinnen des Institutes Bercht zu unterrichten. Namentlich leitete sie den ersten Zeichenunterricht der Kleinen. Nach brieflichen Äußerungen der Mutter aus jener Zeit besaß sie hierfür, wie „überhaupt für alles, so schöne Anlagen“, daß sie mit ihren Leistungen bald das Schulgeld berichtigen konnte.

So lange Elisabeth im Berchtschen Institute weilte, zollten Lehrer und Lehrerinnen stets ihren reichen Gaben, sowie ihrem bescheidenen Verhalten volles Lob. Ja, im Jahre 1833 stand sogar nach Mitteilungen der Mutter an die Schwester Emilie im Zeugnis unter der Rubrik sittliches Betragen: „Allgemeine Liebe und Anerkennung.“

Einmal freilich, bald nach ihrem Eintritt ins Berchtsche Institut, schien der gute Glaube an Elisabeth ins Wanken zu geraten. Es war, als sie sich entschieden weigerte, noch länger die zu jener Zeit als Vorlagen benutzten stilisierten Blumenbilder nachzuzeichnen. Schon früh an die genaue Betrachtung von Blättern und Blüten gewöhnt, stießen sie die gekünstelten Sträuße und Blumenkörbe ab, und sie verlangte entschieden nach der Natur zu zeichnen, obwohl sie in die dazu berechtigende Klasse noch nicht eingetreten war.

Die zweite Zeichenlehrerin drohte höchst entrüstet mit strenger Strafe, allein das junge Mädchen ließ sich nicht irre machen. Jene eigentümliche Zähigkeit im Durchsetzen des einmal Vorgenommenen, welche die Begleiterin der späteren Künstlerin durchs ganze Leben blieb und sie, die sonst allzeit Gütige, Milde und Rücksichtsvolle sogar dann und wann einmal eigenwillig und starr erscheinen ließ, war also auch schon in der Jugend ein Charakterzug ihres Wesens.

Auf die Fürsprache der Malerin und ersten Zeichenlehrerin des Berchtschen Institutes, Frau M. Reinheimer, setzte es Elisabeth Schultz aber durch, nicht nur Blumen, sondern alsbald auch Köpfe und Anderes nach der Natur zeichnen zu dürfen. Schnell machte sie ganz ungewöhnliche Fortschritte, sodaß man sie vor der Abreise in die Schweiz, wie sie bescheiden selbst meinte, „sowohl in ihren Anlagen als Leistungen bedeutend überschätzte“.

Je älter Elisabeth wurde, desto mehr fesselten sie die

Tiere, in erster Linie Pferde, Kühe und Schafe. Stundenlang konnte sie auf einem Plätzchen sitzen, um eine Herde zu beobachten, oder den Bewegungen eines einzelnen Tieres zu folgen. Jedoch mit dieser großen Vorliebe paarte sich nicht die kühne, jegliches Hindernis besiegende, eiserne Entschlossenheit einer Rosa Bonheur. Elisabeth Schultz war viel zu weiblich veranlagt, um mutig und ohne Scheu all die Wege betreten zu können, die der Künstler einschlagen muß, falls er anders das Tierleben genau kennen lernen und getreu wiedergeben will. So kam ihre malerische Vorliebe für die Tiere gar nicht zu weiterer Entwicklung, während sich die Hinneigung zu den Blumen durch eifrig betriebene naturwissenschaftliche, hauptsächlich botanische Studien und häufige Ausflüge mehr und mehr vertiefte.

Obwohl Elisabeths eigentliche Aufgabe in der Schweiz das Erlernen der französischen Sprache war, so vernachlässigte sie doch keineswegs darüber ihre künstlerischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen. Sie malte sehr fleißig und versuchte auf verschiedenen größeren und kleineren Ausflügen die Alpenflora genau kennen zu lernen, für die sie ihr langes Leben hindurch das wärmste Interesse bewahrte. Nichts erfreute sie mehr, als wenn ihr Freunde von einer Schweizerreise eine Alpenpflanze, und sei es auch nur das kleinste Moos gewesen, mitbrachten.

Der französischen Sprache vollkommen mächtig, kehrte Elisabeth im Herbst 1836 wieder nach Frankfurt zurück. Sie gab aufs neue Unterricht im Berchtschen Institute und versuchte noch etwas mit Privatstunden nebenher zu verdienen. Im Jahre 1837 starb der Vater, Karl Heinrich Schultz. Nach Verlust seines Vermögens und der gänzlich fehlgeschlagenen Hoffnung, seine Gallerie gut zu verkaufen, war er städtischer Beamter geworden, freilich mit ziemlich mäßigem Gehalte.

Der Tod des in den letzten Lebensjahren schwer leidenden Vaters und andere schmerzliche Erlebnisse erschütterten tief die durch die innigste Liebe verbundenen Schwestern. Damals empfanden sie bitter ihre Abhängigkeit von Anderen, „überfiel sie wahrhaft die Sehnsucht nach einem eignen Heim“. Um so stärker wurde dies Verlangen, weil Elisabeth damals so leidend war, daß man für ihr Leben bangte.



Bevor sich die Geschwister wieder trennten, faßten sie dann in einer schweren Stunde den Entschluß, ihre baldige Vereinigung selbst mit den geringsten Mitteln anzustreben. Allein fast noch drei Jahre vergingen, ehe sie nach erneuten Kämpfen, Bitternissen und Sorgen aller Art endlich 1843 ihr gemeinsames Heim in der Neuen Rothofstraße 15 aufrichten konnten.

Inzwischen bildete sich Elisabeth noch weiter bei dem hochangesehenen Zeichenlehrer Hoff aus, der selbst in Italien studiert hatte. Dann wurde sie mehrere Jahre die Schülerin des Landschaftsmalers Theodor Hut, dessen Unterricht sie hauptsächlich im Ölmalen förderte.

Da zu jener Zeit die meisten künstlerischen Lehranstalten, das Städelsche Kunstinstitut miteinbegriffen, den Frauen noch nicht erschlossen waren, hatte die Einzelne viel größere Schwierigkeiten bei ihrer Ausbildung zu überwinden, als heutzutage. Gerne wäre Fräul. Schultz zum Zweck des Studiums noch einmal nach auswärts gegangen, allein die Verhältnisse gaben dies nicht zu. Anfangs mehr in Öl malend, wandte sie sich bald ganz der Gouache-Malerei zu, weil diese ihr für die Wiedergabe der weichen Blumenfarben am geeignetsten erschien. In der Gouache-Technik wurde ihr das eifrige, unermüdliche Streben zum besten Förderer.

Ende der dreißiger Jahre gab Frau Reinheimer ihre erste Stelle als Mal- und Zeichenlehrerin am Berchtschen Institute auf, und Elisabeth Schultz übernahm dieselbe bis zur Auflösung dieser Lehranstalt in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre. Im Laufe der Zeit wirkte sie dann noch in verschiedenen Instituten als Lehrerin, bis sie ihre Hauptthätigkeit auf Malkurse im eigenen Hause erstreckte.

Während eines Zeitraums von etwa vierzig Jahren wurden diese Kurse von vielen Töchtern besserer Frankfurter Familien besucht. Elisabeth Schultz war bereits über die Siebzig hinaus, als sie sich endlich aus Gesundheitsrücksichten entschloß, allen Unterricht aufzugeben.

Etwa siebenundsiebzig Jahre alt, malte sie die letzten Blumenbilder der so frühe begonnenen Frankfurter Flora. In dieser Sammlung hat sie, wie geplant, alle wild wachsenden Pflanzen der Heimat — nahezu 1300 an der Zahl — in Gouache-

farben und z. T. natürlicher Größe mit seltener Innigkeit und künstlerischer Treue dargestellt. Durch letztwillige Verfügung vermachte Elisabeth Schultz ihr Lebenswerk, woran sie nahezu sechzig Jahre gearbeitet, der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft mit der Bitte, es zuweilen durch Ausstellung dem hiesigen Publikum zugänglich zu machen.

Beim Malen der Flora wurde Elisabeth Schultz von Anfang an eifrig durch hiesige Botaniker unterstützt, die ihr von ihren Exkursionen entweder Pflanzen mitbrachten oder sie auf deren Standort aufmerksam machten. In Gemeinschaft mit der Schwester Emilie durchwanderte sie die Umgebung Frankfurts bis weit in den Taunus hinein, um sich die meisten Pflanzen selbst zu suchen und deren Lebensbedingungen genau kennen zu lernen. Gar manches Blumenbild der Flora hat die Künstlerin mehrmals gemalt. Sobald ein besseres Exemplar der Art gefunden wurde, beseitigte sie die früheren Darstellungen, um eine vollendetere Wiedergabe der betreffenden Pflanze an deren Stelle zu rücken.

Besondere Schwierigkeiten bereiteten ihr das Auffinden einiger seltenen Orchideen. Die Schwester Emilie, gleichfalls eine tüchtige Botanikerin, begleitete sie immer wieder an die oft entlegensten Strecken und scheute keine Mühe, um ihr zur endlichen Entdeckung dieser und anderer Pflanzen zu verhelfen.

Dankbar und meist in tiefer Rührung gedachte die Greisin oft des treuen Beistandes, den ihr die Schwester beim Schaffen der Flora geleistet. Gar manchmal äußerte sie: „Ohne Emilie, die keinen einsamen Weg, kein Waldesdickicht, keinen entlegenen Grund fürchtete, sondern immer mutig mit mir aufs Ziel losging, wäre ich nie so weit gekommen.“

So waren für Elisabeth die Blumenbilder in späteren Jahren nicht nur Bestandteile ihres Werkes, sondern auch Zeugen ihrer liebsten Erinnerungen. So oft sie im Alter eine Ausfahrt unternahm, fielen ihr die einst meist in früher Morgenstunde unternommenen Wanderungen wieder ein, verklärte sich das Gesicht der Greisin, sobald sie die Stätten glücklicher Funde nur von ferne sah oder durch sonst einen Anlaß in die alte Zeit zurückversetzt wurde.

Das Verhältnis der drei Schwestern zu einander war das denkbar innigste. Jede von ihnen hatte ihre Aufgabe und



steuerte zur Erhaltung des Hauswesens bei. Emilie stand einem Geschäfte vor, Marie, durch ein jahrelanges Augenleiden vom Ergreifen eines eignen Berufes abgehalten, versah den Haushalt, der sich mit den Jahren durch angenommene Pensionäre bedeutend vergrößerte.

Marie und Emilie, obwohl selbst vielseitig begabt, erkannten schon frühe das geistige Übergewicht und die künstlerische Veranlagung der jüngeren Schwester neidlos an und waren glücklich, wenn dies auch von anderer Seite geschah. Als die noch nicht ganz vollendete Flora vor etwa zwanzig Jahren zum erstenmale ausgestellt und allgemein anerkannt wurde, feierten Marie und Emilie Schultz wahre Triumphe.

Die erste Ausstellung der Flora und die ungemein beifällige Aufnahme zweier Gemälde von Elisabeth Schultz „die geschmückte Garbe“ und „die schwimmende Rose“, welche letztere vervielfältigt wurde und in manchen Altfrankfurter Familien zu finden ist, bildeten den Höhepunkt in dem arbeitsreichen Leben des Schwesternkleeblattes. Bald darauf befiel Emilie ein schweres Leiden, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Sie starb und Marie folgte ihr 1892 im 88. Lebensjahre.

Obwohl Elisabeth den Verlust der Schwestern nie überwand und schwer an ihrer Einsamkeit trug, so gab sie ihrem Schmerze doch nicht nach, suchte sich vielmehr mit der ihr eignen Willensstärke durch geistige Zerstreung über denselben zu erheben. Sie las neuere litterarische und wissenschaftliche Werke, nahm „den einzigen Goethe“ dann und wann einmal wieder vor und verfolgte mit jugendlichem Eifer wichtige botanische Publikationen und gärtnerische Erfolge der Neuzeit. Und wie in ihren besten Jahren, so suchte sie sich auch im hohen Alter über alle politischen Verhältnisse des In- und Auslandes genau zu unterrichten.

Als gute Frankfurterin im Jahre 1866 durch den Wandel der Dinge tief bekümmert, söhnte sie sich seit der Gründung des Reiches doch allmählich mit den neuen Zuständen aus. Eine große Verehrung empfand sie für Kaiser Friedrich, der ihr in jeder Weise als das Ideal edelster Männlichkeit erschien.

Bald nach dem Tode der Schwestern verlor Elisabeth Schultz auch verschiedene ihr nahestehende Altersgenossinnen. Nur einige Jugendfreunde, ein paar für sehr wertvoll gehaltene Bilder, die aus der Galerie des Vaters stammten, erinnerten noch an

die alte Zeit. Verschiedentlich konnten die Schwestern diese Gemälde, darunter einen sogenannten Rubens, „Die heilige Familie mit dem Papagei“, sehr gut verkaufen. Allein an immer wiederkehrenden Zwischenfällen und an einer gewissen Hartnäckigkeit der Eigentümerinnen scheiterte stets die Abgabe der Bilder, die mit einem Schlage die Lage der Schwestern hätte bedeutend verbessern können, statt dessen aber diesen durch ihr Nichtzustandekommen eine Reihe endloser Kämpfe, Sorgen und Opfer auferlegte.

Vor einigen Jahren konnte Elisabeth Schultz noch den Rubens für 10000 Mark verkaufen, sie wollte aber nun den so lange gehüteten Schatz der geliebten Vaterstadt hinterlassen. Glücklicherweise ahnte sie bei dieser pietätvollen Handlung nicht, daß bewährte Kunstkenner dem Rubens und einer sogenannten Venus von Titian die Echtheit absprachen und sämtliche der Stadt vermachten Gemälde sehr gering bewerteten.

Nach manchen schmerzlichen Erlebnissen während der letzten Lebensjahre fiel auf den achtzigsten Geburtstag der Künstlerin einmal wieder voller Sonnenschein. Von allen Seiten brachte man ihr die wärmsten Liebesbeweise und sinnigsten Huldigungen dar. Dazu kam eine Auszeichnung an die sie, die allzeit Bescheidene, wohl niemals für sich gedacht hätte. Sie wurde zum außerordentlichen Ehrenmitgliede der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft ernannt, eine Ehre, die keine andere deutsche Frau mit ihr teilte.

Als ein unverdientes Geschenk Gottes nahm sie diese Auszeichnung hin, im Stillen glücklich darüber, durch das Vermächtnis ihres Lebenswerkes dafür danken zu können. Denn die Dankbarkeit gegen alles Gute, das ihr jemals erwiesen wurde, bildete einen der schönsten Züge ihres ganz auf das Ideale gerichteten Wesens. Sie vergaß nie den geringsten Liebesbeweis, ebenso schwer vermochte sie es aber auch, unverdiente Kränkungen zu verschmerzen. War ihr Glaube an Menschen einmal ernstlich erschüttert, so brachte sie es kaum fertig, äußerliche Beziehungen zu diesen zu unterhalten, innerlich kam sie ihnen nie mehr nahe. Desto fester hielt sie zu erprobten Freunden. In dem Verhältnis zu solchen und zu Schülerinnen, die ihr ans Herz gewachsen waren, kamen die edelsten Seiten ihres Wesens zum Vorschein, bewährte sich ihre Treue wirklich bis über das

Grab hinaus. Da sich mit Elisabeths idealen Zügen auch praktisches Können und ein großer Scharfblick für Menschen und Dinge vereinten, machte sie stets einen in sich gefestigten Eindruck, frei von jenen seltsamen Anhängseln, die so oft geistig und künstlerisch hochveranlagte Frauen einseitig und unharmnisch erscheinen lassen.

Elisabeth Schultz hat manch schönes Stilleben geschaffen, allein nicht im komponierten Blumenbilde, sondern in der getreuen Wiedergabe der Pflanzen selbst offenbart sie ihre höchste Kunst. „Son genre est petit, mais elle est grande dans son genre“ kann man auch von ihr sagen und Goethes Wort noch anfügen: „Das echte Talent kehrt in der Kunst stets wieder zur Natur zurück.“

E. Mentzel.

---